

Inwiefern ist das Individuum frei beim Gebrauch der Sprache?

Von Jean Fourquet

In Deutschland ist die Ansicht weit verbreitet, der Einzelne sei in seinem Denken, ja in seiner Anschauung der Welt durch die ihm angestammte Sprache bestimmt: jeder Sprache entspreche ein ‚Weltbild‘. Die Theorie der „arteigenen Sprache“, die Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ dargelegt hat, spielt hier eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der gleich sich einstellende Einwand, auch ein Fremder könne die Sprache lernen und sie zum Ausdruck einer anderen Anschauung benutzen, lehnt Fichte in der vierten Rede in diesen Worten ab: „...so bleiben diese stumm in der Gemeinde und ohne Einfluß auf die Sprache, solange bis sie selbst in den Umkreis der Anschauung des Stammvolkes hineingekommen sind, und so bilden nicht sie die Sprache, sondern die Sprache bildet sie.“ Mit dem letzten (von uns gesperrten) Ausspruch könnte man verallgemeinernd die These der bildenden Macht der Sprache und der Ohnmacht des Menschen ihr gegenüber zusammenfassen.

Auf den Franzosen wirkt diese Auffassung der Übermacht der Sprache befremdend: er ist gewohnt, die Sprache als ein williges Instrument zu betrachten, das, vorausgesetzt, daß man es geschickt handhaben lernt, zur Mitteilung jedes Inhalts benutzt werden kann. Er nimmt an, ein Weltbild werde durch richtige Beobachtung, vereint mit richtigem Folgern, gewonnen, also auf Grund von Fähigkeiten, die dem menschlichen Geist innewohnen, demnach von der Menschenart und der ihr angewohnten Sprache unabhängig sind.

Paradoxerweise scheint in beiden Ländern die Praxis zu der herrschenden Theorie in direktem Widerspruch zu stehen.

In Deutschland gilt es als selbstverständlich, daß die Sprache eines großen Dichters unmittelbarer Ausdruck seiner Persönlichkeit ist,

daß diese Sprache einer individuellen schöpferischen Leistung entspricht: Volle Freiheit wird ihm auf diesem Gebiet zuerkannt; in dem Maße, daß es unmöglich ist, im Unterricht die Sprache eines großen deutschen Schriftstellers als allgemeingültiges Muster hinzustellen. Normative Prosa findet man eher bei weniger bedeutenden Schriftstellern.

In Frankreich erwartet man vom großen Schriftsteller eine ehrfurchtsvolle Pflege der Sprache als eines Gemeinguts der Nation, auf Grund eines Consensus, was gute Sprache sei. Dieser Gegensatz zwischen deutscher und französischer Haltung ist in Hofmannsthals Vortrag „Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation“ so meisterhaft charakterisiert worden, daß es hier genügt, auf diesen Text zu verweisen.

Es sei beiläufig erwähnt, daß diese Ehrfurcht vor der Sprache, wie diese von der Klassik ausgebildet worden ist, eine Gefahr für die französische Kultur bedeutet, insofern sie neue Versuche und die Anpassung an neue Verhältnisse hemmt.

Wie ist dieser Knäuel von entgegengesetzten Meinungen und inneren Widersprüchen zu entwirren?

Es sei darauf hingewiesen, daß die hier in Frage kommenden Auffassungen und traditionellen Haltungen aus einer Zeit herrühren, die wir die saussuresche nennen möchten. Es sollte unseres Erachtens der Versuch gemacht werden, von der saussureschen Auffassung der Sprache auszugehen, um zu einer richtigeren Problemstellung zu gelangen, was den Grad und das Wesen der Freiheit des Menschen gegenüber der Sprache betrifft. In diese Richtung gehen die folgenden skizzenhaften Versuche.

I. Die Sprache als Kommunikationsmittel

Die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft wirken aufeinander durch sprachliche Mitteilungen. Diese setzen den Bezug auf einen gemeinsamen Bestand an Sprachzeichen voraus. Die Elementarzeichen (Moneme) sind gekennzeichnet durch die Verbindung einer Schallgestalt (signans) mit einer Mitteilungsfunktion (signatum). Diese Verbindung wird vom Kind erlernt, auf Grund des ständigen Bezugs wiederkehrender Erfahrungen und Erlebnisse auf dasselbe Signans.

Die menschliche Mitteilung setzt aber auch die Zusammenfügung mehrerer Zeichen zu einer höheren Einheit voraus, die Bildung von

Syntagmen; dadurch ist die Möglichkeit gegeben, mit einer begrenzten Zahl von Zeichen eine unendliche Mannigfaltigkeit der Mitteilungen zu erzielen.

Darin besteht eben der Behelfscharakter der Sprache: sie kann nur annähernd, durch Kombination von diskreten Einheiten, Situationen gerecht werden, die eine Mitteilung fordern; die Annäherung ist um so besser, als die Zahl der kombinierten, einander ergänzenden Zeichen größer ist, ohne jedoch den Gegenstand vollständig zu erfassen.

Dies eben ist es, was der Initiative des Sprechers einen Spielraum läßt, und dieser ist in einer „natürlichen“, historisch gewordenen Sprache offenbar größer als in einer rationell gebauten Sprache, wie die, die uns jetzt als Zwischensprache zu den Zwecken der maschinellen Übersetzung vorschwebt (Fichtes absolut adäquate Sprache, als Ursprache gedacht, war ein Wunschbild).

In der vollkommensten Universalsprache bliebe die Wahl frei zwischen einer sprachlichen Reaktion, die nicht weiter ginge als die Zuordnung einer Erscheinung zu einem Sprachzeichen (einem lexikalischen Element), und einer Reaktion, die durch Kombination mehrerer Zeichen eine höhere Spezifizierung oder Charakterisierung erzielen würde.

Zwei Beispiele sollen unsere These beleuchten.

Zuerst eine – wirklich geschehene – Kindergeschichte. Ein Kind ist in der Großstadt (Paris) aufgewachsen; es ist mehrmals im Zoo gewesen, hat die Tiere beobachtet, nach dem Namen gefragt. Einmal können sich die Eltern einen Ferienurlaub auf dem Land leisten. Das Kind geht am ersten Morgen früh aus und berichtet den Eltern, es habe draußen Giraffen gesehen, die aber einen kürzeren Hals und kürzere Vorderbeine hätten als die im Zoo. Es waren ... Kälber.

Da der Bezugspunkt „Kalb“ dem Kinde fehlte, hat es sich mit dem Bezugspunkt Giraffe beholfen, um auf sein Erlebnis zu weisen, und zwar mit einem spezifizierenden Zusatz, der eine Unterart (die verkürzte Giraffe) schafft.

Dann das vereinfachte Englisch (BASIC) des englischen Philosophen Ogden; es beruht auf der Annahme, mit 850 eigens ausgewählten englischen Wörtern könne man jeden Inhalt mitteilen, wenn man sich nur die Mühe gäbe, Kombinationen dieser Wörter statt der einfachen Wörter höheren Spezifizierungsgrads zu verwenden (z. B. *the brother of my father* für *my uncle*).

Diese Sprache bleibt die englische Sprache, mit ihrer Syntax und Morphologie. Die Freiheit im Gebrauch der Sprache liegt hier in der Auswahl der Zeichen, die zu Mitteilungszwecken kombiniert werden sollen, sowie in der Erfindung von Kombinationen, die weniger häufige Wörter ersetzen sollen mit annähernd gleichem (doch weniger ökonomischem) Mitteilungseffekt.

Wir dürfen uns also nicht das sogenannte Worten der Welt so vorstellen wie etwa die Gliederung Europas in Staaten auf einer politischen Karte. Die Grenzen sind genau bestimmt, und die Zuordnung einer Ortschaft zu einem bestimmten Staat läßt keine Unbestimmtheit zu. Ein treffenderes Bild bietet uns die Sprachgeographie: zwischen den Kerngebieten liegen breite Übergangszonen, in denen die Zuordnung einer Mundart (zum Schwäbischen oder Oberfränkischen etwa) recht unsicher ist.

Die „Wörter“ (richtiger: die Lexeme) bilden ein Netz von Bezugspunkten, mit deren Hilfe der Hörer annähernd zu einem Punkt geführt wird, auf den der Sprecher hinweist.

Selbst der „Inhalt“ eines Lexems ist keine feste Größe: die Sprache läßt Verwendungen zu, bei denen der an das Signans gebundene Inhalt um eine Bedeutungseinheit (Sem) ärmer oder reicher werden kann. Statt eine längere Kombination von Zeichen zu verwenden, können wir z. B. das Junge der Tierart *Elefant* als *Elefantenkalb* bezeichnen. Das Bedeutungselement *Rind*, das normalerweise in *Kalb* impliziert ist, fällt dabei weg, infolge der Verbindung mit *Elefant*. Umgekehrt wird ein Pferdezüchter von einem prächtigen *Tier* sprechen, womit in der Gesprächssituation ein prächtiges Pferd gemeint ist: die Spezies ist durch die Situation gegeben.

Die historische Semantik hat mit solchen Erscheinungen zu tun: Am Anfang eines Wandels steht die Initiative Einzelner im Gebrauch des Zeichenbestands. Für Wörter, die durch phonetischen Verfall unbrauchbar geworden sind, bietet sich als Notbehelf eine Zeichenverbindung oder eine „ungenau“ Zuordnung, wobei die Situation berichtigend wirkt. Wie Gilliéron gezeigt hat: für *le* „Biene“ aus *apem* gebraucht man die Periphrase *mouche à miel* oder die unrichtige Bezeichnung *guêpe*.

Die Sprache der Dichtung hat von jeher von der Möglichkeit Gebrauch gemacht, die Dinge nicht direkt zu benennen, sondern ihre Vorstellung auf ungewöhnlichen Wegen zu vermitteln. Davon bieten die Kenningar der Skaldendichtung ein extremes Beispiel.

Die Sprache des Alltags benutzt dagegen nur einen Bruchteil der Ausdrucksmöglichkeiten, die der Zeichenbestand oder die Kombination von Zeichen bietet. Sie begnügt sich oft mit Wörtern sehr allgemeinen Inhalts, wie *das Ding da*, und macht einen beschränkten Gebrauch von Verbindungen wie der des Substantivs mit einem Attribut. Man könnte hier von einer größeren Entropie sprechen: ein Teil der in der Sprache virtuell vorhandenen Mitteilungswirkungen wird nicht aktualisiert.

Mit dem Behelfscharakter der Sprache hängt zusammen, daß der Hörer das Mitgeteilte nicht genauso „versteht“, wie es der Absicht des Sprechers entsprach.

Die Freiheit des Einzelnen in der Wahl der Ausdrucksformen ist in diesem Sinne eine zweideutige Gabe. Der Mensch ist im Ausdruck frei, weil er nicht anders kann. Die Entscheidungen, die er trifft, um in einer gegebenen Situation aus den durch die Sprache gebotenen Mitteln einen Mitteilungseffekt zu ziehen, sind jeweils, selbst im bescheidensten Sprechakt, eine individuelle Tat.

II. Sprache als operationelles Mittel

Die Sprache ist aber nicht nur ein Teil des praktischen Lebens, sondern ein operationelles Mittel.

Es gibt sogenannte analogische Rechenmaschinen, die das Betragen einer wirklichen Vorrichtung „simulieren“, indem sie diese Vorrichtung durch elektrische Größen ersetzen, die zueinander in demselben Verhältnis stehen wie die Teile des wirklichen Apparats und die Kräfte, die auf sie wirken. Solche Maschinen machen den Bau eines teuren materiellen Prototyps (Flugzeug, Rakete) und gefährliche Versuche mit diesem Prototyp entbehrlich.

Auf ähnliche Weise bietet die Sprache dem Menschen eine mächtige Hilfe; er kann mit ihrer Hilfe statt der wirklichen Dinge Symbole dieser Dinge zueinander in Verbindung setzen und Schlüsse daraus ziehen, vergangene und gegenwärtige Erfahrungen miteinander verknüpfen.

Die Operationen der Mengenlehre setzen jeweils eine sprachliche Zuordnung als Ausgangspunkt. Man kann die Mengenlehre als eine von der Sprache abgeleitete Reihe von Geistesoperationen bezeichnen. Sprechenlernen ist eine Schule zunächst unbewußter geistiger Operationen. Kinder, die durch einen Zufall vom Sprechenlernen

ausgeschlossen worden sind, scheinen auf der Stufe der Animalität, des reflexartigen Handelns zu bleiben.

Durch Zeichen befestigte Begriffe sind aber mehr als bloße Bezugspunkte. Sie sind Knoten von Assoziationen, die sich an sie bald auf Grund direkter Erfahrung, bald auf Grund tradiert (sprachlich tradiert) Auffassungen knüpfen. Manchmal schließen die Begriffe affektive Momente, Werturteile ein.

Letzten Endes sind die Begriffe gespeicherte Urteile, und dies führt uns zu dem bekannten Problem des Wechselverhältnisses zwischen Begriff und Urteil (a chicken-egg relation). Begriffe, die zu höheren Stufen der geistigen Tätigkeit gehören, sind in einem gewissen Sinne gespeicherte Kultur. Innerhalb eines folgerichtigen wissenschaftlichen Systems wird der Begriff zum Terminus, der auf besondere Zusammenhänge weist.

Wie stellt sich hier das Problem der Freiheit des Einzelnen? Letzten Endes als eine Abart der soziologischen Frage der Abhängigkeit des Einzelnen von der Gemeinschaft.

Der Einzelne steht in Gefahr, mit der tradierten Sprache die den Begriffen anhaftenden Urteile zu empfangen, ohne sie zu prüfen. Diese Prüfung kann auf verschiedenen Wegen erfolgen. Erstens durch direkte Beobachtung, Vergleichung der Folgerungen auf diesen Begriffen mit dem wirklichen Geschehen: die herkömmlichen Begriffe Gewicht und Masse sind auf diese Weise im Laufe der Forschung mehrmals berichtigt worden. Die Kritik herkömmlicher Begriffe kann auch, auf Sokratische Weise, dadurch erfolgen, daß die Folgerungen aus mehreren Begriffen miteinander unvereinbar sind und zu Widersprüchen führen: die Sprache wird hier zum Mittel, sich über die Sprache zu erheben und sich von ihr zu befreien.

So ist es auch mit den herkömmlichen Begriffen über die Sprache selbst: diese Begriffe können durch den Gebrauch der Sprache als eines operationellen Mittels in Frage gestellt werden. Ich hoffe, bald eine in Wörtern und Sätzen gefaßte Kritik der herkömmlichen Begriffe „Wort“ und „Satz“ zu geben.

Die Schule steht, was die Sprache betrifft, vor zwei polar entgegengesetzten Aufgaben: sie soll durch den Hinweis auf die an die Lexeme gebundenen Inhalte zu einem richtigeren Gebrauch des Sprachschatzes anleiten und damit zu einer genaueren Mitteilung; sie sollte auch die Sprache als operationelles Mittel, als Mittel des selbständigen Denkens gebrauchen lehren, was die tradierten Urteile, die den

„Wörtern“ anhaften, auf die Probe stellt. Das Erlernen einer Fremdsprache führt zur besseren Kenntnis der Inhalte in der eigenen Sprache und gleichzeitig, durch Vergleichen, zur Kritik tradierter Urteile, die den Begriffen in beiden Sprachen anhaften.

Hier handelt es sich schließlich um eine andere Freiheit und Unfreiheit im Sprachgebrauch und um eine andere Entropie. Es gibt genug Menschen, bei denen ein Wort eine Kette von gewohnheitsmäßigen Assoziationen entfesselt, die sie des selbständigen Denkens entheben. Der kritische Kenner weiß diesen Gebrauch der Sprache zu parodieren. Unter dem Titel „dictionnaire des idées reçues“ gab Flaubert ein Bild dieses sprachlichen Betragens – neuerdings sind Daninos und Queneau diesen Weg gegangen. Umgekehrt ist die Sprache als operationelles Mittel immer wieder ein Weg zur Befreiung vom Herkommen gewesen. Schließlich führt dies zu einem Wandel der Sprache, sei es, daß alte Zeichen einen neuen Inhalt bekommen und in neue Zusammenhänge eingegliedert werden, sei es, daß neue Begriffe geprägt werden.

Die Formel: „Nicht sie bilden die Sprache, sondern die Sprache bildet sie“, schließt, strenggenommen, einen Wandel der Sprache aus. Schon ein Zeitgenosse Fichtes, K. Chr. F. Krause, hat Einspruch erhoben: „Daß wir nicht ohne die Sprache denken, und nicht weiter denken, als die Sprache reicht, diese Behauptung wird schon durch die Erfahrung widerlegt, daß durch den Fortschritt im Denken und Leben selbst jede Volkssprache stetig erweitert, mit neuen Wörtern und Redearten vermehrt und in ihrem Gesetzbau weiter ausgebildet wird“ (Nachlaß aus den Jahren 1812–1815).

Hier heißt es nicht mehr: Der Mensch ist beim Gebrauch der Sprache frei, weil er nicht anders kann, sondern: der Mensch ist frei, wenn er will.

Manches Mißverständnis wäre vielleicht vermieden worden, wenn die Mitteilungsfunktion der Sprache und die Rolle der Sprache beim Denken (als operationelles Mittel) scharf genug unterschieden worden wären.

Die Sprache enthält wesensgemäß ein Element der Unfreiheit: es besteht darin, daß der Sprecher den tradierten Code benutzen muß, wenn seine Mitteilung verstanden werden soll. Dieses Element darf aber nicht verabsolutiert werden: es bleibt ein Spielraum für die Initiative des Einzelnen, was die Darstellungsfunktion der Sprache betrifft.

Das Element der Unfreiheit darf auch nicht auf eine andere Erscheinung übertragen werden, nämlich den Druck, den das Herkommen auf den Einzelnen in der Sprache, aber auch auf anderen Wegen ausübt. Das Problem der Freiheit des Einzelnen ist hier ein allgemeines soziologisches Problem, der Kampf zwischen Tradition und Neuerung. Nur daß dieser Kampf innerhalb der Sprache Formen nimmt, die die Sprachwissenschaft angehen: insofern die Sprache die Mittel der Befreiung von der Sprache liefert.